

Gedankensplitter : zu einer neuen städtebaulichen Disziplin

Autor(en): **Magnago Lampugnani, Vittorio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedankensplitter zu einer neuen städtebaulichen Disziplin

Vittorio Magnago Lampugnani



Jean-Luc Godard, „2 ou 3 choses que je sais d'elle“, 1966. Deutsche Kinemathek Fotoarchiv

Im *dictionnaire des idées reçues* hat Gustave Flaubert vor über einem Jahrhundert zum Stichwort „Architekten“ den Volksmund befinden lassen: „Alles Dummköpfe.“¹ Die Versuchung, das Urteil heute auf die Städtebauer auszuweiten, liegt nahe.

Tatsächlich befindet sich der Städtebau in einer Krise; sowohl mit seiner Theorie als auch mit seiner Praxis. Kein Zweifel, dass sich die Städte, die Dörfer und die urbanisierten Landstriche in ganz Europa in einem tiefen Strukturwandel befinden: politisch, ökonomisch, ökolo-

gisch, technisch und gesellschaftlich. Kein Zweifel auch, dass dieser Strukturwandel, der vielerorts die bestehenden sozialen Beziehungen von Grund auf erschüttert und damit auch die baulichen Ressourcen in Frage stellt, dem Städtebau mehr Disziplin abverlangt.

Sichtbar sind deren Erfolge noch kaum. Unsere Stadtzentren werden immer weiter durch unzulängliche architektonische Eingriffe verunstaltet und durch Nachlässigkeit oder planerische Fehlentscheidungen missandelt, während die neuen Peripherien, in die unsere

Städte mit zunehmender Geschwindigkeit auswuchern, sich immer mehr als ebenso trostlos wie unwohnlich erweisen. Unter einem Expansionsdruck, auf den sie konzeptionell nicht vorbereitet waren, sind die städtebaulichen Projekte der letzten Jahrzehnte an ihrer Aufgabe, Orte für das angenehme und produktive Zusammenleben von Menschen zu schaffen, fast ohne Ausnahme gescheitert.

Die dazugehörigen Theorien stehen keineswegs besser da. Sie geben sich entweder undurchdringlich, indem sie neuartige, ubiquitäre, nur mehr aus virtuellen (und obskuren) Kraftfeldern bestehende Ballungsräume beschwören, oder aber affirmativ, indem sie von der Unplanbarkeit der heutigen Stadt faseln und damit die vollzogenen urbanistischen Übervorteilungen wortgewaltig rechtfertigen. So ist etwa von Zwischenstädten, Netzstädten und Landschaftsstädten die Rede, in welchen nicht nur der Unterschied zwischen Zentrum und Peripherie, sondern angeblich auch jener zwischen Stadt und Land aufgehoben sei.

Mit der städtischen Wirklichkeit und vor allem ihrer konkreten Verbesserung haben diese neuen Stadttheorien immer weniger zu tun. Gemeinsam ist ihnen die Überzeugung, die rasante Ausbreitung und diffuse Zerfranzung der Städte seien in keiner Weise aufzuhalten. Was nicht abgewendet werden kann, muss hingenommen und kann dabei genauso gut gleich positiv gedeutet werden. Diejenigen, die sich solcherlei vermeintlicher Umwertungen befehligen, kommen freilich kaum in die Verlegenheit, in den unwirtlichen und öden Ansiedlungen wohnen zu müssen, denen sie aus der Ferne sogar eine abstrakte Schönheit abgewinnen: Sie können es sich leisten, frohgemut in jenem alten Stadtzentrum zu leben, dem sie in ihren Schriften und Projekten süffisant Obsoletheit bescheinigen.

Wider die Verstädterung: Nachhaltige Urbanistik

Ist die rasante Verstädterung unserer Landschaft wirklich notwendig und unabwendbar? Politisch, soziologisch, ökonomisch mag sie sich so darstellen; ökologisch gewiss

nicht. Mit den Ressourcen unserer Erde muss so sparsam wie möglich umgegangen werden, und zu unseren wichtigsten und kostbarsten Ressourcen gehört die Landschaft. Wir dürfen nicht immer mehr neues Bauland an den Rändern unserer Städte ausweisen, um mit locker gestreuten Einfamilienhäusern einer Natur nachzuziehen, die wir damit unwiederbringlich zerstören, und zugleich Peripherien erzeugen, die weder urban noch ländlich sind. Wir müssen zusammenrücken. Wir müssen die Städte, die wir haben, erhalten, arrondieren und verdichten; was sie, wenn wir intelligent verdichten, nur urbaner macht.

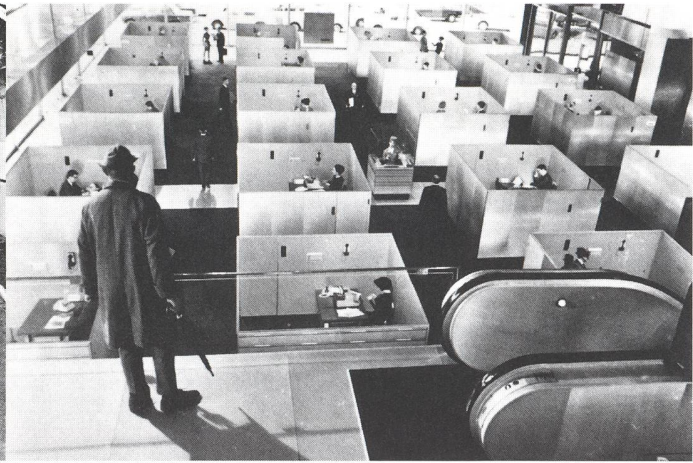
Auch auf dem Land darf nicht wild gemauert und betoniert werden, sondern allenfalls gezielt. Bestehende Bauten müssen erhalten, renoviert, umgenutzt, revitalisiert werden. Nur bei wirklichem und unumgänglichem Bedarf sollte neu gebaut werden.

Den absurdesten und mitnichten zu vernachlässigenden Beitrag zur Verstädterung unserer Landschaft leisten die Ferienhäuser. Zweitwohnungen und Zweithäuser, bis vor kurzem elitäre und damit vereinzelte Objekte, sind im Europa der Wirtschaftswunder zu einem Massenphänomen herangewachsen. Mit ihren in der Regel überdimensionierten Raumprogrammen und ihren pseudovernakularen Architekturformen versperren und verschandeln sie ausgerechnet dort den Blick auf die Natur, wo diese am attraktivsten ist: in den Bergen, an Seeufnern, an der Meeresküste. Dabei stehen sie die meiste Zeit über leer. Ihre zusätzliche Verbreitung ist ein Luxus, den sich vielleicht der Einzelne, keinesfalls aber die Gesellschaft leisten kann. Diese Verbreitung sollte nachdrücklich entmutigt werden. Zugleich sollten Anreize geschaffen werden, den riesigen und eklatant unausgelasteten Bestand besser zu nutzen, wozu sich unter anderem Instrumente wie eine telematische Austausch- und Vermietungsbörse im Internet mit Gewinn heranziehen liessen. Mit anderen Worten: intelligente Logistik statt prestigeesüchtigem Neubau.

Doch wenn schon neu gebaut wird, wo auch immer und was auch immer, sollte das Ergebnis dauerhaft sein. Eine Architektur, die ihre ökologische Verpflichtung ernst nimmt, duldet keinerlei Verschwendung und stellt eine



Jacques Tati, „Mon oncle“, 1958. Filmbildfundus Robert Fischer



Jacques Tati, „Playtime“, 1967. Filmbildfundus Robert Fischer

langfristige materielle Investition dar. Und eine Architektur, die ihre gesellschaftliche Verpflichtung ernst nimmt, besteht jenseits der modischen Geste, jenseits der spektakulären Allüre auch ästhetisch; und wird damit zu einem Ort, in dem Menschen heimisch werden können.

Hinzu kommt die Verpflichtung, den zukünftigen Generationen etwas zu hinterlassen. Wir leben in Städten und Landschaften, die in Jahrtausenden kultiviert und gebaut wurden, wir benutzen sie, erfreuen uns an ihnen, besichtigen sie und geniessen sie gar wie Kunststücke: Wir profitieren von der Arbeit, dem Talent und der Leidenschaft von Menschen, die vor uns gelebt haben. Wir müssen gleichermaßen etwas weitergeben, das Bestand hat und weiterverwendet werden kann. Darunter ganz selbstverständlich auch etwas, was denjenigen, die nach uns kommen werden, das Leben verschönert.

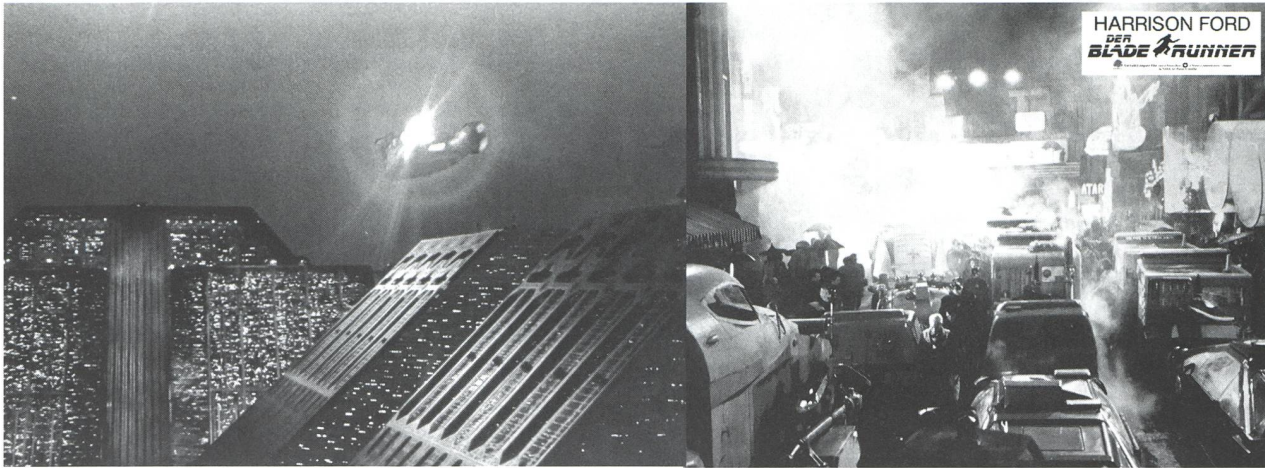
Die Forderung nach Nachhaltigkeit im Bauen widerspricht diametral dem aktuellen Kult des Dynamischen, Ephemeren und Riskanten, der auf den übermütigen Refrain der Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts zurückgreift: „Jede Generation wird sich ihre Stadt bauen müssen. Diese ständige Erneuerung des architektonischen Ambiente wird zum Sieg des Futurismus beitragen, ...“ verkündete Antonio Sant’Elia mit literarischer Hilfestellung durch Filippo Tommaso Marinetti 1914.²

Die Forderung nach Nachhaltigkeit widerspricht auch diametral den wirtschaftlichen Mechanismen, die gegenwärtig unsere Welt regieren. Heute werden zumindest die kommerziellen Gebäude möglichst schnell, billig und aufsehenerregend hochgezogen, dürfen in sich zusammenfallen, wenn sie steuerlich abgeschrieben sind, und müssen dann sofort Platz machen, damit das Grundstück neu und noch gewinnbringender verwertet werden kann. Im Vordergrund steht die Rendite. Natürlich darf sich die Architektur der Stadt und der Landschaft der Rentabilität nicht ganz verschliessen, sie kann aber sehr wohl Prozessen Widerstand leisten, die im Gegensatz stehen zur Vorstellung einer Welt, die erhalten, gepflegt und mit Blick in die Zukunft entwickelt werden muss.

Überhaupt handelt die Geschichte der Architektur der Stadt von gieriger Land- und Bauverwertung und von Spekulation, aber auch von Erhaltung, Umnutzung und respektvoller Wiederverwendung. Über 850 antike Säulen aus Córdoba und Umgebung wurden beim Bau der Mezquita Mayor einfallsreich wieder eingesetzt, der wunderbaren, riesigen Moschee, die der arabische Kalif Abd ar-Rahman I. im achten Jahrhundert gründete und in welche der Architekt Hernán Ruiz el Viejo acht-hundert Jahre später eine prunkvolle spätgotische Kathedrale implantierte, die zwar das islamische Heiligtum beherrscht und umdeutet, aber nicht zerstört. In Syrakus geriet der griechische Athenatempel aus dem fünften Jahrhundert vor Christus zum Kernbau der christlichen Basilika des Doms, die vor 1093 errichtet wurde: Die eindrucksvollen antiken Bauteile sind einfühlsam im romanischen Regelwerk integriert und vor allem im Innenraum sichtbar. Die zumeist aus kostbarem Marmor geschlagenen Säulen von Leptis Magna, der zuerst phönikischen, dann karthagischen und noch später römischen Stadt an der Küste Tripolitaniens, die vor allem der dort gebürtige Septimius Severus Ende des zweiten Jahrhunderts prunkvoll ausbauen liess, wurden unter anderem im sechzehnten Jahrhundert beim Bau der Murad Agha Moschee in Tagura bei Tripolis, im siebzehnten bei der Ausstattung des Schlosses von Versailles und im achtzehnten beim Errichten des Vorbaus von Saint Sulpice in Paris wiederverwendet.

Weitere Beispiele liessen sich seitenlang anführen. Sie zeugen nicht nur von der ebenso weitverbreiteten wie leichtfertigen Gepflogenheit, die Bauwerke der nahen und entfernteren Vergangenheit von all dem zu plündern, was sich für den Wiedergebrauch eignete. Sie zeugen auch von der durchaus bewussten Schaffung von baulichen und künstlerischen Werten, die Jahrhunderte überdauern und neue Architekten bereichern, wenn nicht gar weitgehend konstituieren können.

So sind neue Städte überwiegend auf den Fundamenten von alten Städten errichtet worden, wurden innerhalb ihrer



Ridley Scott, „Bladerunner“, 1982. Deutsche Kinemathek Fotoarchiv

sorgfältig definierten Grenzen modifiziert und modernisiert und griffen nur dann in ihre ländliche Umgebung aus, wenn die ursprüngliche urbane Fläche partout nicht mehr ausreichte. Noch die grossen Stadterweiterungen des neunzehnten Jahrhunderts, welche die neuen Einwanderungsmassen aufnehmen und dabei den Bauspekulanten zu schnellem und bequemem Reichtum zu verhelfen hatten, gingen vergleichsweise sparsam mit den Grundstücken um. Der schier hemmungslose Landschaftsverbrauch setzte im sträflich unbekümmerten zwanzigsten Jahrhundert mit seiner verantwortungslosen Wegwerf-Ideologie ein und droht, auch den Beginn des neuen Millenniums zu belasten.

Gegen eine schrankenlose Verstädterung sprechen, schaut man genauer hin, nicht nur ökologische Gründe. Ökonomisch bildet sie, gesamtwirtschaftlich und langfristig betrachtet, eine spektakuläre Fehlinvestition, weil sie schier unüberblickbare Folgekosten nach sich zieht, von denen jene der Nachurbanisierung mit ihren Infrastrukturaufwendungen lediglich die Spitze des Eisbergs darstellen. Soziologisch trägt sie zur Zerstörung des Gemeinsinns dadurch bei, dass sie ihm den Ausdrucksraum entzieht, der unverzichtbare Grundlage jeder solidarischen, toleranten, integrationsfähigen und lebensfrohen Gesellschaft ist. Politisch ist sie nicht minder kontraproduktiv, und zwar aus einem ähnlichen Grund: weil sie die kompakt artikulierte Stadt, den Ort der *res publica* schlechthin, unterhöhlt, erodiert und letztendlich negiert.

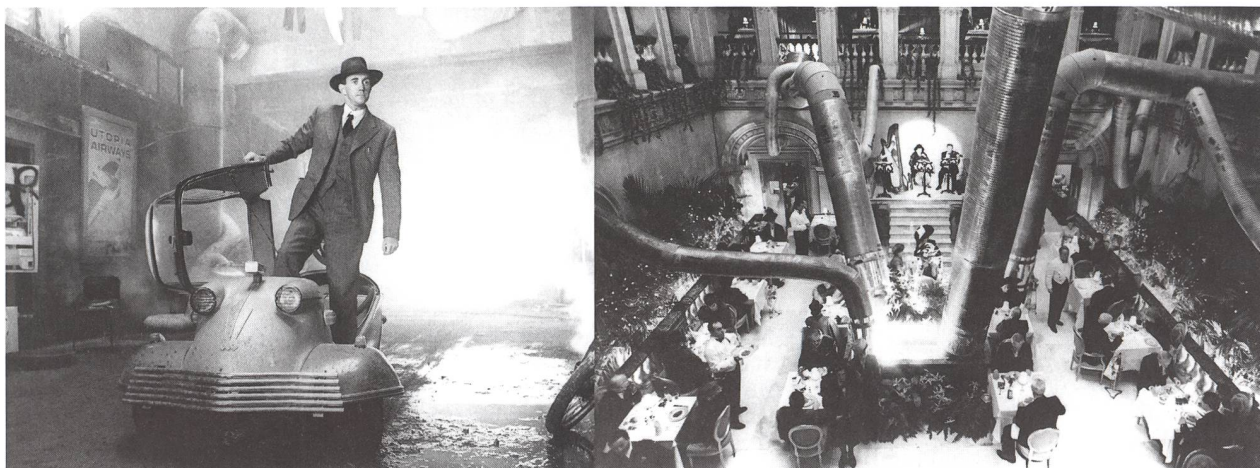
Solcherlei Einsichten werden von sich aus die Verstädterung nicht rückgängig machen können, aber sehr wohl dazu beitragen, dass diese Verstädterung politisch gebremst und stellenweise sogar zum Stillstand gebracht wird. In Europa, Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika ist das auf Grund der stagnierenden oder rückläufigen Einwohnerzahlen schon heute möglich: Urbanistisch geht es um innovative Bewirtschaftung des Vorhandenen, nicht um Expansion. In den Ländern, wo immer noch Expansion stattfindet, muss diese eingeschränkt werden, das heisst: Sie muss geplant werden.

„Mache keine kleinen Pläne“

Denjenigen, die Planung als kollektivistisches Schreckensbild an die Wand malen, als Instrument für die Einengung und Unterdrückung der Initiative des Einzelnen, schnitt bereits in den frühen fünfziger Jahren der Schriftsteller-Architekt Max Frisch das Wort ab: in der Planung, dekretierte er, sei im Gegenteil die letzte verbleibende Chance individueller Freiheit.³ Nur sie vermag sich den vielen miteinander kollidierenden Egoismen entgegenzustellen; und nur sie vermag über die Egoismen hinaus eine Perspektive aufzuzeigen, die im besten Sinn des Wortes zukunftsweisend ist.

Auch und vor allem für die Stadt. Bereits von der Sache her muss sich Städtebau an dem orientieren, was als das denkbar Beste erscheint; schliesslich plant er Räume, in denen sich menschliches Leben über Jahrzehnte und Jahrhunderte abspielen kann. Ein Pragmatismus, der sich den vermeintlichen Sachzwängen der Gegenwart beugt, wäre mithin ebenso unverantwortlich wie ein leichtfertiger Experimentalismus, dessen Versuche auf den Schultern derer ausgetragen werden, die dann mehr recht als schlecht damit leben müssen.

Die Ablehnung einer kurzatmigen Empirie bedeutet freilich alles andere als realitätsfremde Schwärmerei. Architektur und Städtebau haben das Feld des Möglichen zum Gegenstand: Ihr Traum muss verwirklicht bleiben. Doch wenn man Träume verwirklichen will, muss man gross denken; wenn man die Welt verändern will, darf man nicht nur brauchbare Lösungen, sondern muss auch kühne Visionen vorschlagen. Daniel Hudson Burnham, der brillianteste Exponent der City Beautiful-Bewegung, der nach 1900 in den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Grossstädte (darunter auch Washington) von Grund auf neu konzipierte, formulierte es mit sprachgewaltigem Nachdruck: „Mache keine kleinen Pläne; sie haben keinen Zauber, um das Blut der Menschen in Wallung zu bringen, und werden wahrscheinlich nicht verwirk-



Terry Gilliam, „Brazil“, 1983. Deutsche Kinemathek Fotoarchiv

licht. Mache grosse Pläne: ziele hoch in Hoffnung und Arbeit, erinnernd, dass ein edles logisches Diagramm, einst festgehalten, nie sterben wird. Lange nachdem wir vergangen sind, wird es etwas Lebendiges sein und sich selbst mit zunehmendem Nachdruck behaupten.“⁴

Einen grossen Plan im Sinne Burnhams zu beschwören, heisst nicht, auf seiner wortwörtlichen Verwirklichung zu beharren; es heisst vielmehr, eine Gesamtstrategie für die Gestaltung der menschlichen Umwelt zu entwickeln. Es heisst eine Linie vorzugeben, nach der sich die vielen kleinen Entwurfs- und Verwirklichungsschritte richten können, um aufeinander aufzubauen anstatt nebeneinander oder gar gegeneinander zu wirken.

Viele Pläne für neue Städte und neue Landschaften sind nicht daran gescheitert, dass sie zu gross, sondern dass sie nicht gross genug waren. Im unvermeidlichen Zusammenstoss mit der Wirklichkeit, mit den Partikularinteressen, den Sachzwängen und der Trägheit sind sie zerbrochen. Ein guter Plan aber muss so gross und so stark sein, dass Teile von ihm abbröckeln können, ohne dass er seine Kraft und seine Klarheit verliert. Noch als Torso muss er die ihm zugrundeliegende Idee repräsentieren und implementieren können: als städtebauliches Modell für ein angemesseneres Zusammenleben der Menschen.

Dabei geht es nicht allein um die Grösse des Planes, sondern auch um seine Offenheit. Ein Plan, der einen bestimmten Zustand der Wirklichkeit einfriert, wird sofort vom Leben überholt. Ebenso wird ein Plan, der Leben zu programmieren versucht, dieses Leben unweigerlich behindern und damit ebenfalls scheitern. Nur ein Plan, der eine Entwicklung ebenso konkret wie behutsam vorzeichnet, ohne diese besserwisserisch zu erzwingen, führt zu jener Stadt, die eine Antwort auf die unterschiedlichsten Lebensformen in den unterschiedlichsten Zeiten zu geben vermag und ihren Bewohnern das ist, was Ziel allen Bauens ist: ein Zuhause.

Die Wiederkehr des Städtebaus, oder: die Symbiose von Planung und Entwurf

Für dieses Zuhause wird der Städtebau neue Kompetenzen entwickeln, aber auch leichtfertig vergessene wiederbeleben müssen. Zuallererst wird er sich allerdings auf seine ursprüngliche Bestimmung zu besinnen haben: die menschengerechte, funktionelle, nachhaltige sowie ästhetisch und kulturell anspruchsvolle Gestaltung unserer Umwelt. Und darauf, dass er diese Bestimmung nicht wird erfüllen können, wenn nicht Planung und Entwurf (wieder) zusammengeführt werden: also auf der einen Seite die objektive Erhebung von umweltrelevanten Daten, ihre Verknüpfung und ihre Überführung in Handlungsstrategien, auf der anderen die subjektive Umsetzung dieser Strategien über kulturelle und ästhetische Programme in eine klar definierte physische Form.

Diese Forderung scheint selbstverständlich, ist es aber seit Jahrzehnten nicht mehr. Die Krise, in die sich die Stadtplanung, aber auch die Landschaftsplanung hineinmanövriert haben, indem sie den Bezug zur dreidimensionalen Umweltgestaltung zugunsten einer zunehmenden Abstraktion aufgeben zu müssen glaubten, hat zu ihrer Isolierung und stellenweise auch zu ihrer Marginalisierung geführt. In das Vakuum, das ihr Rückzug hinterlassen hat, ist die Architektur getreten. Freilich kann der Erfolg, den diese Okkupation hatte, nicht über deren palliativen Charakter hinwegtäuschen: Allzu deutlich sind, vor allem im Rückblick, die Grenzen geworden. Die Einzelarchitekturen, die als städtebauliche Katalysatoren gemeint waren, haben uns zwar gelehrt, die Stadt und die Landschaft neu zu lesen, haben diese aber nicht grossflächig verwandelt: Als Modelle, die zur Nachahmung empfohlen wurden, haben die Monumente der Architekten aber ebenso versagt wie die Diagramme der Planer; und sie haben zugelassen, dass um sie herum die gleiche Mittelmässigkeit sich ausbreitete, die zu überwinden sie angetreten waren.

Die Wiederkehr des Städtebaus in sein eigenes Territorium steht aus: nicht länger als mehr oder minder kollegiale Konkurrenz, sondern als Symbiose von Planung



Warren Beatty, „Dick Tracy“, 1990. Filmbildfundus Robert Fischer

und Entwurf. Dafür bedarf es einer produktiven transdisziplinären Arbeit. Denn wenn es auf der einen Seite unerlässlich ist, die einzelnen Determinanten für die Planung zu erfassen, gründlich zu untersuchen und umzusetzen, so ist es auf der anderen ebenso unerlässlich, sie dergestalt nach ästhetischen Ansprüchen zusammenzuführen, dass am Ende des analytischen, wertenden und abwägenden Prozesses eine eindeutige, wenngleich gewiss nicht unstrittige Entwurfsentscheidung möglich ist. Dies kann nur in einer grösseren wissenschaftlichen Konstellation geschehen, die fähig und gewillt ist, eng zusammenzuarbeiten. Nicht nur die Inhalte, sondern auch die Methoden dieser Zusammenarbeit müssen dabei neu entwickelt, geprüft und immer wieder korrigiert werden.

Die Komplexität der Planung und des Entwurfs unserer Umwelt vermag durch keine noch so grosse Arbeitsgruppe vollständig geleistet zu werden. Doch lässt sich die Gruppe strukturell so zusammenstellen, dass die zentralen Kompetenzen repräsentiert sind. Dazu gehört die Architektur allemal. Politische, soziale, ökonomische, ökologische, verkehrstechnische und infrastrukturelle Strategien sind unverzichtbar, will man Stadt und Land so ordnen, dass bei grösstmöglicher Effizienz die höchste Lebensqualität für die Menschen erreicht wird, die dort leben. Aber diese Strategien müssen letztendlich immer materiell umgesetzt werden. Diese Materialisierung ist notwendigerweise eine architektonische; und sie darf nicht *a posteriori* erfolgen, bestenfalls das Beste aus dem machend, was ihr als Vorgabe aufgenötigt wird, sondern muss von vornherein als Zielsetzung und Massgabe in die Arbeit der Städtebauer miteinbezogen werden.

Diese werden als Entwerfer und Gestalter auftreten müssen, zuvor aber als Forscher und Wissenschaftler. Städtebau ist weniger der geniale Wurf als das geduldige Aufbauen auf Grundlagen, die teilweise bestehen und teilweise geschaffen werden müssen. Nicht zufällig handelt es sich um eine Disziplin, in der die Manualistik immer schon geblüht hat: von den Traktaten der Antike bis zu jenen der Renaissance, von den grossen Abhandlungen des Barock und des Klassizismus bis hin zu den Handbüchern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ihnen

allen ging es weniger darum, einen Kanon festzuschreiben, als Wissen zu sammeln und zu systematisieren, das dadurch verfügbar werden sollte und tatsächlich wurde. Städtebau ist, wenn auch immer und notwendigerweise kreativ, primär eine methodische Arbeit.

Diese Arbeit muss auf das Gemeinwohl hin wirken. So zahlreich (und widersprüchlich) die Partikularinteressen sein mögen, die es abwägend in Einklang zu bringen gilt: wenn möglichst vielen Menschen ein möglichst menschenwürdiges Leben möglich gemacht werden soll, vermag keine noch so abgeklärte individuelle Interessensvertretung das Ziel zu erreichen. Allenfalls droht das Gespenst der *gated communities* nach dem kalifornischen Muster von Hidden Hills, Rancho Mirage oder Palos Verdes: komfortabel bis luxuriös ausgestattete und wirkungsvoll geschützte *upper-class*-Ghettos, die grosse Gebiete der Stadt oder der Landschaft vereinnahmen und der Öffentlichkeit entziehen.

Auch in einer Zeit der unbegründet euphorisch ausposaunten und forcierten Privatisierung muss für den Städtebau die öffentliche Hand ihre Verantwortung übernehmen, und dabei sowohl mit den notwendigen Kompetenzen als auch mit den notwendigen Vollmachten ausgestattet werden. Nur sie kann sicherstellen, dass unsere Städte nicht lediglich wirtschaftlich prosperieren, sondern auch Orte der sozialen Gerechtigkeit, des ökologischen Gleichgewichts, der kulturellen Bereicherung und auch des ästhetischen Genusses bleiben oder werden. Und nur sie kann jene Öffentlichkeit schützen und fördern, die seit jeher der zentrale Gegenstand von städtischem und landschaftlichem Entwurf gewesen ist.

In diesem Zusammenhang kommt der Partizipation eine zentrale, aber mitnichten eindimensionale kausale Rolle zu. Selbstverständlich müssen die Bedürfnisse derjenigen, für die geplant werden soll, gewissenhaft abgefragt und zusammengestellt werden. Doch ebenso selbstverständlich muss das Ergebnis dieses Abfragens kritisch überprüft werden, um es vor der Wiedergabe kurzlebiger Modewünsche zu bewahren und ihm dauerhafte politische, volkswirtschaftliche, ökologische und soziale Perspektive zu verleihen.



Friedrich Murnau, „Sunrise“, 1927. Deutsche Kinemathek Fotoarchiv

Gestaltungssatzungen als Krücken

Nach dem Organigramm seines Unternehmens gefragt, pflegte der Vorstandsvorsitzende eines grossen amerikanischen Konzerns amüsiert zu erwidern, so etwas gäbe es bei ihm nicht und sei sogar verboten. Denn von seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erwarte er nicht lediglich eine ordentliche Leistung, sondern auch und vor allem kreatives Denken und Handeln. Dies würde ein Organigramm, das Hierarchien schaffe und Regeln aufstelle, nicht fördern und möglicherweise sogar verhindern. Darum sei dieses Instrument in seinem Haus abgeschafft.

Die Antwort war eine *boutade*, aber freilich eine hintersinnige. Sie sollte das Ideal eines Unternehmens beschwören, das nach ungeschriebenen Gesetzen funktionierte und in welchem jeder aus Selbstverantwortung gegenüber der Konzerngemeinschaft heraus arbeitete. Dadurch würde eine kreative Kraft frei, welche individuelle Selbstverwirklichung und gemeinsame Produktivität gleichermaßen beförderte.

Eine solche Utopie gilt für ein Unternehmen genauso wie für die Gesellschaft insgesamt, die ein Unternehmen ja in nuce nachbildet; und selbstverständlich auch für die Architektur, die dieser Gesellschaft (oder diesem Unternehmen) einen baulichen Ausdruck zu verleihen hat. Im Stadtbau hiesse dies konkret: Jeder darf bauen, wie ihm der Sinn steht und wie ihm sein Geschmack nahelegt, und daraus wird sich jene Stadt der Vielfalt entwickeln, die unserer toleranten und pluralistischen Gesellschaft entspricht. Dies forderte bereits Karl Friedrich Schinkel Anfang des 19. Jahrhunderts, und seitdem verstummt der Ruf nach Freiheit des architektonischen Ausdrucks nicht.

Schinkel hatte möglicherweise recht; diejenigen, die ihm nacheifern und ihn zuweilen nur nachäffen, nicht. Denn der grosse preussische Baumeister arbeitete vor dem Hintergrund einer von ihm zwar verachteten, aber völlig intakten barocken Stadt; und er konnte sich noch auf eine eindeutige und feste Konvention beziehen, die gleichermaßen gesellschaftlich wie städtebaulich war. Sie regelte die sozialen Mechanismen, und sie regelte jene des Wachstums der Stadt. Diese intakte Stadt und diese funktionierende Konvention sind uns aus vielerlei Gründen



Pier Paolo Pasolini, „Mamma Roma“, Deutsche Kinemathek Fotoarchiv

verloren gegangen. Ganz gleich, ob man ihnen nachtrauert oder nicht: Ohne ihren Rückhalt, ohne ihre vereinheitlichende Kraft droht sich die Freiheit des Einzelnen auf Kosten jener seines Nachbarn zu entfalten. Dies besonders in der Kunst, Städte zu bauen.

Ihre qualitätvolle, reiche, anspruchsvolle Normalität gilt es zu verteidigen und fortzuschreiben: nicht im Namen irgendeiner Ideologie oder irgendeines Geschmacks, sondern im Namen der Menschen, denen die Stadt eine Heimat sein muss. Man erhält sie, indem man sich der Konvention anvertraut. Ist diese Konvention aber abhanden gekommen, muss man Ersatz suchen.

Ein Organigramm ist ein Ersatz für Selbstverantwortung und Unternehmenssinn, eine Gestaltungssatzung ein Ersatz für ästhetischen Konsens in Architektur und Städtebau. Schöner wäre es, man könnte ohne diese Krücken auskommen, ohne Organigramm und ohne Gestaltungssatzung. Wenn jedoch einem Unternehmen der Bankrott droht, ist ein Organigramm das kleinere Übel; genauso verhält es sich bei der Stadt. In einer Epoche, in welcher der Stadt die funktionale und ästhetische Desintegration droht, lassen sich Gestaltungssatzungen nicht umgehen. Sie sind allerdings immer unzulängliche Instrumente, Notbehelfe, Prothesen. Übergangslösungen bis zu einer Epoche und einer Architektur, die ihrer nicht mehr bedürfen werden.

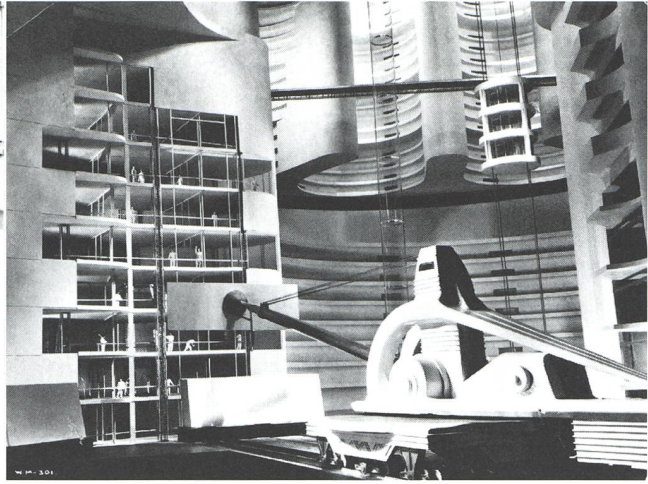
Tradition erinnern, um sich neu zu denken

Diese Epoche und diese Architektur werden vielleicht ein wenig eher anbrechen, wenn sich der Städtebau der eigenen Tradition erinnert. Diese Rückbesinnung steht in keinem Widerspruch zur Innovation, welche die veränderten Verhältnisse erfordern, im Gegenteil: Radikal und dabei sachkundig Neues vermag nur aus einem langen Gedächtnis zu kommen.

Die Verpflichtung gegenüber der Geschichte muss zunächst direkt sein. Eine Planung, die sich anschickt, Stadt und Land zu ordnen, darf sich nicht als Erfüllungsgehilfin eines Modernisierungsvandalismus gebärden, der im Namen eines einseitig verstandenen Fortschritts das zerstört, was eben diesem Fortschritt als Grundlage zu dienen



Jacques Tati, „Mon oncle“, 1958. Filmbildfundus Robert Fischer



William Cameron Menzies, „Things To Come“, 1936. Dt. Kinemathek

hat. Unsere Städte, unsere Dörfer, unsere Landschaften sind nicht nur Orte der Produktion und der Sozialisation; sie sind auch und vor allem zu erhaltende Kulturgüter. Man bewahrt sie, indem man sie verändert. Aber die Veränderung muss mit der Sorgfalt und Behutsamkeit vonstatten gehen, die solche Kulturgüter verdienen.

Zeitgenössischer Städtebau entsteht also aus der Reibung zwischen der Idee einer neuen Stadt und der Substanz der alten. Das macht ihn nicht nur komplexer, sondern auch ehrgeiziger: denn die Idee muss ausreichend stark sein, sich in der Auseinandersetzung mit dem Vorhandenen zu behaupten, zugleich aber auch bescheiden genug, das Vorhandene zu respektieren.

Die Verpflichtung gegenüber der Geschichte muss aber auch methodisch wirken. Gerade wenn sich Städtebau theoretisch und praktisch auf die epochalen Umbrüche einstellen will, die heute nicht zuletzt durch die telematische Revolution Stadt und Land ergreifen, muss er seine eigene Vergangenheit nach den Theorien durchsuchen, die ähnliche Umwälzungen bereits systematisch erfasst haben, und nach den Planungsinstrumenten, die jene Umwälzungen wirksam in vernünftige, nachhaltige und menschenfreundliche Bahnen gelenkt haben. Die Geschichte der Stadtarchitektur ist insofern ein Gedächtnis von Strategien, das auf aktuelle Ansprüche hin durchsucht werden muss.

Wo dies nicht geschieht, und das ist heutzutage fast die Regel, leidet die städtebauliche Disziplin, und zwar sowohl ihre Praxis als auch ihre Lehre. In den meisten Schulen werden nicht einmal die elementarsten Kenntnisse und Techniken des Metiers vermittelt, die besten Studenten werden gezwungen, sich das, was sie brauchen, mühsam und zeitraubend durch Versuch und Irrtum anzueignen. Und ein Grossteil der konkreten städtebaulichen Eingriffe, die heute durchgeführt werden, halten nicht einmal dem Urteil des gesunden Menschenverstandes stand.

Damit soll keinesfalls dem gesunden Menschenverstand per se das Wort geredet werden; noch weniger seiner Neuerfindung auf akademischem Parkett, wie sie die schlechte Soziologie betreibt. Doch kann gerade Städtebau nicht

umhin, die tägliche Lebenserfahrung zu berücksichtigen und in vielem zur Grundlage seiner Arbeit zu machen. Freilich hat dabei diese Lebenserfahrung systematisch aufbereitet und kritisch in einen Sinn- und Wertzusammenhang gestellt zu werden. Und schliesslich muss sie mit disziplinärem Fachwissen umgesetzt werden, mit bewährten Lösungen und neuen Techniken. Mit historischen Erfahrungen eben, die es zu befragen gilt.

Vielleicht wird diese Befragung, die wie jede Forschung ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang ist, den Städtebau aus seiner gegenwärtigen Bedrängnis führen. Vielleicht wird sie ihn in die Lage versetzen, das niederschmetternde Flaubertsche Verdikt souverän Lügen zu strafen: sein eigenes Aufgabenheft wiederzubesetzen, und sich dafür von Grund auf neu zu denken.

- 1 Gustave Flaubert:
„Architectes. Tous imbéciles. Oublient toujours l’escalier des maisons“
Le dictionnaire des idées reçues, 1850-1880, posthum Paris 1911,
„Architectes“, in: *Œuvres*, Band II, Paris 1952, S. 1000.
- 2 Antonio Sant’Elia:
„Ogni generazione dovrà fabbricarsi la sua città. Questo costante rinnovamento dell’ambiente architettonico contribuirà alla vittoria del Futurismo, che già si afferma con le Parole in libertà, il Dinamismo plastico, la Musica senza quadratura e l’Arte di rumori, e pel quale lottiamo senza tregua contro la vigliaccheria passatista.“
„L’architettura futurista. Manifesto“ (11. Juli 1914), in: *Lacerba*, II, Nr. 15, 1. August 1914, S. 228-231.
- 3 Max Frisch:
..... die letzte Chance individueller Freiheit, die uns verbleibt, ist in der Planung.“
„Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur“, in: *Werk*, Nr. 10, 1953, S. 325-329. Zitat S. 329.
- 4 Daniel Hudson Burnham:
„Make no little plans; they have no magic to stir men’s blood and probably themselves will not be realized. Make big plans; aim high in hope and work, remembering that a noble, logical diagram once recorded will never die, but long after we are gone will be a living thing, asserting itself with ever-growing insistency.“
Charles Moore, *Daniel H. Burnham, Planner of Cities*, Boston and New York 1921, Band 2, S. 147.

Dieser Text ist ein Vorabdruck aus dem im Verlag Klaus Wagenbach erscheinenden Buch: „Verhaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der telematischen Stadt“. Die Buchpräsentation wird am 11. Juni 2002 um 17.00 Uhr im Collegium Helveticum in Zürich stattfinden.

Vittorio Magnago Lampugnani ist Architekt in Mailand und Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich.